

---

**Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte**  
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris  
(Institut historique allemand)  
Band 20/1 (1993)

DOI: 10.11588/fr.1993.1.58162

---

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

restituent à cette mobilité ses arrière-plans et ses espaces concrets. En bref, il faut rejeter l'illusion d'un monde rural carolingien cloisonné par un quadrillage domanial sans angles morts. On voit, par cette brève évocation des nouvelles approches méthodologiques et des problèmes abordés à quel point le volume édité par W. Rösener prolonge, certes, mais aussi amplifie et enrichit les perspectives qui dominent depuis deux décennies environ l'étude de la Grundherrschaft du haut Moyen Age.

Pierre TOUBERT, Paris

Jean CHÉLINI, *L'aube du moyen âge. Naissance de la chrétienté occidentale. La vie religieuse des laïcs dans l'Europe carolingienne (750–900)*. Préface de Pierre RICHÉ, postface de Georges DUBY, Paris (Picard) 1991, 548 S.

Es kann nicht überraschen, daß viele reizvoll scheinende Themen der mittelalterlichen Geschichte nicht behandelt worden sind, da es die vorhandene Quellenlage nicht zugibt. Doch wird man diese Erklärung – mit Ausnahmen – nur dann gelten lassen, wenn man einen positivistischen Standpunkt vertritt und sich lediglich an die faktische Aussage der Überlieferung klammert.

In diesem Sinne hätte Chélini sein Buch nicht schreiben können, denn über die Laienfrömmigkeit des karolingischen Zeitalters existieren unmittelbar fast keine Nachrichten. Ja, man kann die methodenkritische Sonde noch weiter führen und feststellen, daß auch die ganz wenigen Aussagen darüber von Klerikern stammen: ein Sonderfall bleibt einzig die Sammlung von Lebensregeln und mütterlichen Ratschlägen, welche die Gräfin Dhuoda für ihren in der Ferne weilenden Sohn verfaßt hat. Alles andere, was wir über die Auseinandersetzung der Laien mit den Grundsätzen des Christentums erfahren, wird uns aus der Überzeugtheit geistlicher Existenz mitgeteilt. Sollte also die positivistische Auffassung von Quelleninterpretation doch der Weisheit letzter Schluß sein?

Nach der Lektüre von Chélinis Buch wird man diese Meinung nicht teilen können. Die Fähigkeit, scheinbar ungeeignete Quellen zum Sprechen zu bringen, ist freilich nicht objektivierbar; hier liegt das methodische Problem. Das Erkennen verschiedener, auf den ersten Blick oft nicht feststellbarer Sinnzusammenhänge hängt vom wissenschaftlichen Horizont des Historikers ebenso ab wie von seiner individuellen Begabung zur Interpretation. Wem dabei das Gespür für bestimmte Grenzen abgeht, der verliert sich allerdings in unwissenschaftlicher Spekulation. Chélini hat das richtige Maß. Er ist sich seiner Quellenproblematik bewußt, aber er verliert nicht den Mut über dem vielschichtigen, diffusen, für seine Fragestellung kargen Material, das er sich zu formen vorgenommen hat. Er geht scharfsinnig auf die literarischen Voraussetzungen seiner Texte ein, er kennt das soziale und religiöse Umfeld seiner Autoren, er arbeitet mit Analogien, ohne davon Gesetzmäßigkeiten abzuleiten, er erkennt Ausnahmen in ihren Bedingtheiten, er unterscheidet Stereotypes, gewaltsam Reguliertes von wenig zur Einordnung geeigneten Wirklichkeiten: am Ende steht ein Bild der karolingischen Welt, wie es in dieser Art sicher noch nicht vorhanden war. Ob dieses Bild dem wirklich Gewesenen entspricht, ist eine andere Frage. Manches läßt sich gegen diese oder jene Auffassung, Darstellung, ja gegen die Grundthese selbst, sagen; doch im wesentlichen handelt es sich bei Chélinis Arbeit um eine bedeutende Leistung, die eine vermeintlich bekannte Epoche der mittelalterlichen Geschichte in einem ungewohnten Lichte erscheinen läßt.

Der Verfasser nimmt sich Ungeheures vor. Nichts weniger als die Anfänge des christlichen Mittelalters will er erklärend darstellen, wobei die Verchristlichung der Gesellschaft ebenso Gegenstand seiner Arbeit sein soll wie die damit zusammenhängenden Veränderungen des Alltags von Hoch und Niedrig oder die dadurch ausgelöste mentale Problematik des einzelnen. Es ist dies eine Reihe von Aspekten, die er beleuchten, eine Reihe von Anliegen, die er aus der Fülle karolingerzeitlicher Quellen zur Klärung bringen will. Des Verfassers Kunst besteht



nun darin, eine übersichtliche formale Gestaltung mit inhaltlicher Durchdringung zu vereinen. Nicht Einzelheiten werden analysiert, sondern der Mensch wird in seiner realen Auseinandersetzung mit dem Christentum ganzheitlich betrachtet. Die historisch-kritische Gesamtschau des Verfassers garantiert die Verankerung seiner Ergebnisse in der lebendigen Wirklichkeit.

Chélini ist subjektiv im Sinne des Themas – das wird man ihm nicht vorwerfen können. So setzt sich das Christentum im fränkischen Reich erst richtig mit der angelsächsischen Mission durch. (In diesem Kapitel finden sich übrigens unnötige Schlampereien, was die Jahreszahlen betrifft; das sind die einzigen sachlichen Irrtümer, die dem Rezensenten aufgefallen sind, mit Ausnahme der hartnäckigen Bezeichnung Lothars II. als »empereur«.) Wie mit dem vorbonifatianischen Christentum umgegangen wird, das ja nicht gänzlich in einem von der Kirche nur wenig kontrollierten Synkretismus versickert war, wo es Kontinuitäten gab, wo Bruchlinien gekittet und Neuansätze versucht werden mußten, darauf geht Chélini nicht ein. Ab der Mitte des 8. Jhs. beherrscht das Christentum aber alles, und es gibt keinen Bereich des menschlichen Daseins, der von ihm nicht erfüllt und geregelt würde. Diese Sicht ist vom thematischen Modell her verständlich und auch in vielem richtig, aber eben nicht in allem. Das fränkische Reich der Karolinger ist nicht ausschließlich ein christliches Phänomen. Zu selbstverständlich wird bei allen, aktiv oder gezwungenermaßen, eine christliche Grundhaltung, ja eine an kirchlichen Vorbildern orientierte Lebensform vorausgesetzt. Hier wären Vorbemerkungen, Einschränkungen seitens des Verfassers notwendig gewesen, die seinen Standpunkt ein wenig relativiert hätten. Der unbeirrten Selbstgewißheit des Verfassers hätte etwas vorsichtige Selbstkritik als Voraussetzung seiner Grundthese gut getan.

Ist man sich dieser Problematik bewußt, wird man Chélini gern auf seinem weiteren Wege folgen: dies ist überaus lohnend. Die christlichen Sakramente werden als Grundgerüst der menschlichen Existenz gezeigt. Ihr Einfluß und die damit in Zusammenhang stehenden moralischen und religiösen Forderungen durchdringen das Leben jedes einzelnen. Unter diesen Voraussetzungen mußte sich die Position des Laien, unabhängig von seiner sozialen Lage, gegenüber dem geistlichen *ordo* verschlechtern. Chélini verkündet damit einen politischen Augustinismus, der jedoch in der Praxis auf Widerstand stieß. Zugleich erkennt der Verfasser aber, daß die Durchdringung des Menschen mit christlichem Gedankengut sehr unvollkommen blieb, die Forcierung eines politischen Christentums eher in äußeren Formen zum Ausdruck kam. Hier waren die sozialen Unterschiede hingegen von großer Bedeutung. Der Adelige konnte sich intensiver mit der Religion auseinandersetzen und sie wesentlich in seine Daseinsform integrieren; ihm wurde vieles davon über sein Selbstverständnis nahegebracht (Repräsentation!). Der schlichte Angehörige des *populus Christianus* war auf die wenig unmittelbare Teilnahme am Kult und auf verchristlichte Bräuche angewiesen. Die lückenhafte Kenntnis elementarer Gebetsformeln, diese Distanz und Passivität im christlichen Verhalten, sollte durch eine im staatlichen Interesse geförderte Unterweisung bekämpft werden. Doch gab es auch dann kaum Erfolge in dieser Hinsicht, wohl weil den Vertretern der Kirche bald eine Art Kommando-Christentum im Sinne einer christlichen »société policière« genügte. Außerdem war eine Durchstrukturierung des Klerus bis zum einfachsten Landpriester offensichtlich nicht möglich.

Konnte daher eine wirklich christliche Gesellschaft nicht erreicht werden, so beanspruchte aber die christliche Religion, zumindest seit Ludwig dem Frommen die absolute Autorität in allen Dingen des Lebens. Das wird deutlich durch das geistliche Monopol bei der Interpretation allen als providentiell angesehenen Geschehens; noch stärker bei der Verwendung christlicher Riten zu politischen Zwecken (Buße, Fasten). Wie sehr das Christentum der karolingischen Zeit alles reglementieren wollte und dabei mit der gesellschaftlichen Realität in Konflikt kam, beweist die Haltung gegenüber der Frau. Chélini zeigt, wie sehr man aus Mißtrauen gegen die weibliche Schwäche ein *virago*-Ideal postulierte, das aber nur bei Hofe oder besonders in Klöstern in die Wirklichkeit umgesetzt werden konnte. Chélini wendet sich gegen die Auffassung Delaruelles, daß der karolingischen Gesellschaft alttestamentarische



Züge eigentümlich gewesen seien. In dieser Auseinandersetzung zeigt sich die souveräne Beherrschung des riesigen Stoffes durch den Verfasser: seine Differenzierungen sind kein gelehrtes *l'art pour l'art*, seine Argumente haben ihren wohlbegründeten Sitz in der Realität des Lebens.

Zum Abschluß gibt Chélini einen Einblick in die Existenz des einfachen Mannes, wie sie in Alltag und Fest an die Vorschriften und Weisungen, Ratschläge und Fingerzeige des Priesters gebunden scheint. Daher seien die Furcht vor dem Feuer der Hölle, die Hoffnung auf ein Leben mit Christus und seinen Heiligen die Motive alles Handelns im karolingischen Europa gewesen, resümiert der Verfasser. Doch damit überzeichnet er die Verhältnisse, und es wird die Gefahr deutlich, die selbst einer so komplexen wissenschaftlichen Untersuchung durch den Zwang zu einfachen Formeln droht. Die beeindruckenden Erkenntnisse und Denkanstöße des Werks werden damit nicht im entferntesten umschrieben.

Georg SCHEIBELREITER, Wien

Julia M. H. SMITH, *Province and Empire. Brittany and the Carolingians*, Cambridge (Cambridge University Press) 1992, XX-237 p. (Cambridge studies in medieval life and thought, 4<sup>th</sup> series, 18).

L'objet de cette thèse de doctorat de l'Université d'Oxford (1985) maintenant devenue livre est d'explorer le destin historique de la Bretagne armoricaine au IX<sup>e</sup> siècle à l'aide d'une problématique double: comment fonctionnent les relations centre / périphérie d'une part, et les relations de pouvoir d'autre part. C'est dire que nous avons affaire ici avant tout à une histoire politique et institutionnelle; les considérations relatives à l'Église et à la vie intellectuelle sont regroupées en un chapitre complémentaire, après la démonstration principale. L'architecture du plan est globalement chronologique: après un rappel de l'histoire régionale à l'époque mérovingienne, le sort de la Bretagne est présenté en trois étapes principales, correspondant aux règnes de Pépin / Charlemagne, Louis le Pieux et Charles le Chauve. Un chapitre est ensuite consacré à une »Anatomy of Power«; on pourrait aussi parler de »physiologie«, car l'A. est à juste titre soucieuse d'en reconstituer le fonctionnement et les fluctuations dans la durée. La conclusion ouvre des perspectives sur le X<sup>e</sup> siècle.

Une thèse à trois facettes principales se déploie au fil de l'exposé:

- D'abord la Bretagne carolingienne est une construction très fluctuante du point de vue de sa géographie et de la composition de sa population; la progression importante de ses frontières vers l'est en a fait un être hybride à la fois celtique et romano-franc. Il est donc exclu de parler de sentiment ethnique ou national comme fondement pour l'édification de ce qui va devenir une véritable principauté territoriale.
- Ensuite, la tendance historique dominante pousse à l'incorporation de la société de Bretagne au régime institutionnel carolingien; même la volonté d'émancipation après 840 prend des formes et un langage bien plus proches des usages francs que celtiques.
- Enfin l'exemple de la Bretagne illustre une donnée que l'A. considère comme primordiale pour comprendre la mise en place, le fonctionnement, puis la dissolution de l'ordre carolingien, à savoir la vigueur des institutions et des pratiques locales (»localism«) sur lesquelles les volontés des chefs, tant laïcs que religieux, n'ont qu'une emprise toute relative.

La nature de ce projet scientifique et le mode de traitement adopté soulèvent plusieurs questions d'importance. Dès le départ, l'A. est consciente du handicap représenté par l'appareil de sources disponibles: la prépondérance quantitative des documents d'origine ecclésiastique (cartulaire de Redon, hagiographie), l'avantage disproportionné donné au IX<sup>e</sup> siècle et au sud-est de la péninsule rendent fort délicate la reconstitution de l'état antérieur à l'interférence carolingienne, puis de l'interaction entre les mondes breton et franc. Pour redresser quelque peu le biais important de la documentation, il aurait été possible d'élargir la